

Mary Durkin

Die amerikanische Erfahrung: Eine irischkatholische Perspektive

Die amerikanische Zweihundertjahrfeier konzentrierte sich vor allem auf das Gedächtnis der Ereignisse aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges. Wenngleich es nicht ungewöhnlich ist, daß Jahrestage sich hauptsächlich auf die Anfänge dessen, was gefeiert wird, besinnen, so geht doch viel von dem Reichtum und der Bedeutung einer Erfahrung verloren, wenn andere Ereignisse innerhalb dieser Erfahrung vernachlässigt werden. So auch bei der amerikanischen Erfahrung. Amerika wurde zur Nation als Folge des Unabhängigkeitskrieges, aber das Land kann heute nur verstanden werden, wenn auch andere Ereignisse in die Betrachtung einbezogen werden, die sich im Laufe der zweihundertjährigen Geschichte dieser Nation ereignet haben.

Amerika ist eine Nation der Einwanderer. Zwei Drittel der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes haben keine Vorfahren, die schon in den ursprünglichen Kolonien zur Zeit der Revolution lebten. Die Einwanderererfahrung ist ebenso wie die Ereignisse, die vor zweihundert Jahren eintraten, ein wichtiges Ingrediens für das Verständnis der gesamten amerikanischen Erfahrung.

Die Geschichte des Einzugs der Einwanderer nach Amerika und ihre Siedlung in großen Gettobieten, wo sie an fremde religiöse und kulturelle Praktiken gebunden lebten, hat bereits beträchtliche Aufmerksamkeit gefunden. Ein gleichermaßen interessanter Aspekt der amerikanischen Erfahrung, der erst allmählich Aufmerksamkeit zu erregen beginnt, ist die Art, in der Kinder und Enkel dieser Einwanderer voll ausgewachsene Glieder der amerikanischen Gesellschaft wurden, während sie gleichzeitig in verschiedenem Ausmaß ein Gefühl dafür behielten, Abkömmlinge einer anderen Kultur zu sein.

Mein persönliches Verständnis dafür, was es bedeutet, ein Amerikaner zu sein, wird durch die Tatsache bestimmt, daß meine Vorfahren in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus Irland hierher einwanderten. Die Implikationen meines irischen Erbes wurden mir immer einsichtiger, je mehr ich mich mit der amerikanischen Erfahrung beschäftigte und zu

entdecken suchte, was der Pluralismus dieser Erfahrung für die Theologie bedeutet. Die Erkenntnis, daß es auch andere gibt, die wie ich entdecken, daß ihre amerikanische Identität von der Kultur ihrer Einwanderervorfahren gefärbt ist, machte es offenkundig, daß der Pluralismus der amerikanischen Erfahrung viel breiter ist als der religiöse Pluralismus, der von den Gründervätern bestätigt wurde, als sie sich entschlossen, auf eine Staatsreligion zu verzichten.

Die Kinder und Enkel der Einwanderer haben an der amerikanischen Erfahrung partizipiert und zugleich zur Eigenart dieser Erfahrung beigetragen. Die Theologen müssen sich mit dem Leben dieser Amerikaner beschäftigen, wenn sie eine theologische Sicht entwickeln wollen, die die Implikationen dieser Eigenart mitbedenkt und für die amerikanische Situation gültig sein soll.

Ich kann jedoch in der hier gebotenen Kürze nicht mehr tun, als einige Beobachtungen darüber wiederzugeben, was ich bei der Reflexion auf meine eigene Erfahrung entdeckt habe. Das war für mich der Ausgangspunkt, als ich versuchte, die Behauptung von Harold J. Isaacs zu verstehen, daß jedermann offensichtlich – und nicht nur in Amerika, sondern in globaler Sicht – in einem «Haus von Muumbi» lebt, das heißt, daß «unsere essentielle Stammeszugehörigkeit in jedermanns Existenzbedingungen so tief verwurzelt ist, daß sie immer wieder zum Vorschein kommt, gleichgültig was immer darüber gelegt wird»¹.

Die ersten zweiundzwanzig Jahre meines Lebens habe ich in einer irischen katholischen Nachbarschaftsgemeinde im äußersten Westen von Chicago verbracht. Die Erinnerung an diese Jahre wird beherrscht von dem tiefen Gefühl der Selbstzufriedenheit und des Stolzes, das mit meiner Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft zusammenhing. Wir waren nicht so wohlhabend wie einige der benachbarten Gemeinden, aber wir betrachteten ihren zur Schau gestellten Reichtum als prahlerisch und waren nicht neidisch.

Die Mehrheit der Menschen in meiner Nachbarschaft war katholisch. Obwohl in meinem Wohnblock einige Protestanten lebten, waren alle meine Freunde meiner frühen Jahre Katholiken. Es schien, als hätten die Protestanten in unserer Gemeinde keine Kinder gehabt. Ich erinnere mich nur an einen einzigen «Öffentlichen» (ein Ausdruck, den wir für alle Kinder gebrauchten, die nicht in die katholische Schule gingen) in der unmittelbaren Nachbarschaft unserer Wohnung. Und da diese Person männlichen Geschlechts war, hatte ich mit ihm wenig zu tun.

Der einzige enge Kontakt, den ich in meinen frühen Kinderjahren mit Protestanten hatte, kam durch eine Freundschaft meiner Mutter aus der Zeit ihrer Berufs-

jahre. Eine ihrer engsten Freundinnen war eine lutherische Schwedin, und durch deren Familie lernte ich Protestanten als wirkliche Menschen auf eine Art kennen, die in unserer Nachbarschaft nicht möglich war. Ich habe lebendige Erinnerungen an unsere Teilnahme an deren Hochzeiten, Konfirmationsparties und Begräbnissen und an deren Teilnahme an unseren Festen. Beide Seiten übten äußerste Vorsicht, um nur ja nicht aktiv am Gottesdienst der anderen teilzunehmen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß auch nur eine protestantische Familie in unserer Nachbarschaft so aktiv an einer Kirchengemeinde teilgenommen hätte wie die Freundin meiner Mutter. Es gab in der Gegend zwei protestantische Kirchen, eine streng baptistische Gruppe, die auch Mitglieder von auswärts anzog, weil sie nahe am öffentlichen Verkehrsweg lag. Es gab jeden Sommer eine Krise, wenn die Mitglieder dieser Kirche von Tür zu Tür gingen, um uns zu ihrer Bibelschule einzuladen, die in einem großen Zirkuszelt gehalten wurde. Wir wurden von unseren Geistlichen ermahnt, daß dies nicht erlaubt sei. Wir waren darum recht neugierig, zu erfahren, was in diesem Zelt vor sich ging, und ich glaube, auch ein wenig frustriert, daß uns verboten wurde, daran teilzunehmen. Ich erinnere mich, daß unser Sommerzeitvertreib darin bestand, auf der Straße zu stehen und die Kinder zu verspotten, die da hinein gingen.

Unsere Nachbarschaft war nicht nur vorherrschend katholisch, sondern auch vorherrschend irisch. Ich erinnere mich jedoch nicht, daß unser Irement ebenso wichtig genommen worden wäre wie unser Katholizismus. Das heißt nicht, daß wir unsere irische Herkunft zu verdrängen versucht hätten. Es deutet eher darauf hin, daß fast jeder in unserer Gemeinschaft wenigstens einen Vorfahren hatte, der von der Grünen Insel kam. Die Namen meiner Kinderfreunde – Kavanaugh, Rea, Buckley, Sammons, Devereux, Whelan, Hanley – bezeugen das. Irisch zu sein hieß, am St. Patricks-Tag grün zu tragen (und über die Italiener verärgert zu sein, die Unruhe in die Gemeinde trugen, wenn sie vorsätzlich orange trugen), hieß regelmäßig von geheimnisvoll klingenden Orten in Irland reden zu hören, wo der eine oder andere Großvater gelebt hatte (obwohl die Großeltern schon lange tot waren, als ich auf der Szene erschien), und der Großmutter eines irisch-stämmigen Freundes zuzuhören, wie sie abfällig über einen Großvater redete, der unser nächster Nachbar war. Er stammt anscheinend aus der Grafschaft Mayo und sie aus der Grafschaft Clare. Seine ungepflegte Erscheinung warf ein schlechtes Licht auf Irland. Aber nach ihr war natürlich von einem aus Mayo nichts anderes zu erwarten. Da ich wußte, daß meine Vorfahren aus Mayo waren, ten-

dierte ich in dieser Auseinandersetzung zur Solidarität mit dem Mann in unserer Nachbarschaft.

Irisch zu sein bedeutete auch, zu wissen, daß man anders war als die Italiener, als diese angingen, in unsere Nachbarschaft zu ziehen. Wir sprachen alle englisch, und viele von ihnen sprachen nur italienisch. Sie waren auch viel gefühlbetonter als wir. Es bedeutete auch, Kommentare darüber zu hören, daß einige Familien anders waren, vielleicht weil der Vater Deutscher und sehr genau war oder weil die Mutter Deutsche und sehr auf ihren Haushalt bedacht war. Eine meiner besten Freundinnen aus meiner ersten Schulzeit hatte eine böhmische Mutter und einen deutschen Vater, der Protestant war. Sie waren eindeutig anders. Sie kochte böhmische Gerichte, die ich mochte, die aber meine Mutter nicht kochen konnte. Der Vater war nett, aber ging nie zur Kirche.

Irisch zu sein bedeutete offenbar für meine Eltern viel mehr, beide waren sie Kinder von Einwanderern, aber was es wirklich bedeutete, wurde mir als Kind nicht gesagt. Wir waren Iren, die meisten unserer Nachbarn waren Iren, und auch die meisten meiner Freunde waren Iren. Wir waren mit unseren Lebensumständen zufrieden und erlebten innerhalb der Grenzen unserer Gemeinschaft auch keine andere Einstellung zu unserem Irement.

Eng mit der Erinnerung an die Zufriedenheit mit meiner Situation sind Erinnerungen an zwei geheiligte Plätze innerhalb unserer Gemeinschaft verbunden. Zu einem gewissen Grad ist es die Existenz dieser beiden Plätze, die zu meinem Gefühl der Zufriedenheit beitrugen.

Das eine war der Kirchplatz, der während der längsten Zeit, die ich in dieser Gemeinschaft verbrachte, aus der Schule, einem Kloster, einem Pfarrhaus und einer Kirche im Kellergeschoß bestand. Dieser Platz war der physische Zeuge für die Stärke unseres katholischen Glaubens. Er begründete zwar unseren Glauben nicht. Ich stimme mit den Kritikern nicht überein, die behaupten, daß die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst die Hauptsache unserer religiösen Erfahrung ausmache. Ein physischer Platz wie unserer war ein Symbol für den Geist der Gemeinschaft, wenn dies vielleicht auch unbewußt blieb. Wenn ich an die Pfarre denke, so denke ich an die Gebäude, aber nicht an eine leere Kirche, die nichts als die Realpräsenz enthielt. Ich denke an all die Aktivitäten, die innerhalb dieser verschiedenen Gebäude stattfanden, und an den Einfluß, den diese Aktivitäten auf mein Leben hatten.

An diesen Ort ging ich täglich acht Jahre lang zur Schule. Täglich ging ich noch längere Jahre hindurch zur Messe in die Kellerkirche. In dieser gleichen Kirche fanden die Begräbnisfeierlichkeiten für meinen

verstorbenen Vater statt. Es war der Pfarrgemeinde-saal, den ich zu Klavierkonzerten und Graduierungsparties aufsuchte. In der gleichen Halle fanden die Tanzveranstaltungen der Highschool statt, die Treffen des Jugendclubs und die Variété-Abende. Da ich eine reine Mädchen-Highschool besuchte, war dies ein wichtiger Teil meiner Entwicklung als Teenager. Es war die neue Kirche, die ich am Tag meiner Hochzeit besuchte, zur Taufe meines ersten Kindes und zur Totenmesse für meine Mutter. Aus dem Pfarrhaus und dem Kloster kamen die wichtigsten Einflüsse meiner frühen Jahre, um mich zu lehren, zu trösten und die Saat guter Empfindungen gegenüber der Kirche in mich zu senken.

Der andere geheiligte Platz bewies unseren Patriotismus und vereinigte unsere loyale Unterstützung der Kriegsanstrengungen. Zusammen mit unseren Nachbarn taten wir alles, was loyale Amerikaner in diesen Jahren eben taten. Dazu hatten wir noch Block-Clubs, wo wir uns sogar mit unseren protestantischen Nachbarn zu besonderen Anstrengungen zusammenfanden. Aus dem Block-Club ging das Block-Denkmal hervor, und ich erinnere mich all der Pläne, die wir machten, um für den Fahnenmast und die Gedenktafel den geeignetsten Platz zu finden. Die Errichtung dieser Stätte und die dauernde Pflege wies unsere amerikanische Gesinnung aus. Wir hatten es nicht nötig, mehr zu arbeiten als irgendjemand sonst, weil wir katholisch oder irisch waren. Wir nahmen die Tatsache hin, daß wir Amerikaner waren, und wir hatten auch dann keine Zweifel über unsere amerikanische Authentizität, als das Land einen Katholiken als Präsidentschaftskandidaten ablehnte.

Mein Wechsel zur Highschool und zum College brachten keine besonderen Überlegungen über mein Irentum oder meinen Katholizismus mit sich, weil die Highschool und das College, das ich besuchte, von irisch-amerikanischen Schwestern geführt wurde und die meisten der Studenten irischer Herkunft waren. Ich glaube aber nicht, daß meine katholische «Getto-Existenz» anti-amerikanisch akzentuiert war. Ich stimme nicht mit jenen überein, die behaupten, daß es für den späteren Erwachsenen von Nachteil ist, nur unter Angehörigen der eigenen Konfession aufgewachsen zu sein. Ich war durchaus fähig, mich der Situation als Studentin an einer protestantischen theologischen Fakultät anzupassen, obwohl ich sechzehn Jahre an katholischen Schulen verbracht hatte und ehrlich sagen konnte, daß ich nie protestantische Freundinnen oder Freunde hatte.

Dennoch wurde mir klar, als ich in Situationen kam, in denen ich mich unter vielen Menschen von anderer ethnischer Herkunft bewegte, was es für mich bedeu-

tete, mich als Irin zu fühlen, obwohl dieses Gefühl auf eine mir nicht bewußte Weise zustande gekommen war. Als ich erkannte, daß viele Verhaltensweisen in der Familie und im gesellschaftlichen Leben, die ich nie in Frage gestellt hatte, von meinen neuen Freunden nicht hingenommen wurden, da wurde mir klar, was die Freunde meiner Jugend und ich gemeinsam hatten, ohne daß uns dies jemals zum Bewußtsein gekommen war. Es wurde mir auch bewußt, daß meine spezielle katholische Erfahrung eine typisch irische war, die meinen Freunden von anderer ethnischer Herkunft fremd war.

Die zunehmende Betonung des Verständnisses, was es heißt, Ire zu sein, bedeutet nicht, daß mich dies meinem amerikanischen Erbe entfremden würde. Es ist eher der Versuch, zu verstehen, was mein Ich zum Ich macht und was mich bestimmten anderen ähnlich und wieder anderen unähnlich macht. Da das meiste davon auf unbewußtem Weg erworben wurde, zweifle ich, daß ich mein Irentum einfach willentlich ablegen könnte. Ich könnte beschließen, es zu ignorieren, das aber würde die Ignorierung eines wichtigen Teils meiner selbst bedeuten. Wollte ich das ignorieren, so würde es doch die Tatsache nicht beseitigen, daß meine Ahnen von Irland nach Amerika kamen und bestimmte Züge irischen Verhaltens weitergegeben haben. Sie gaben auch einen bestimmten Typ des amerikanischen Erbes weiter, in dem sich die Erfahrungen jener, die schon früher hier waren, mit den Kämpfen des Einwandererdaseins verbinden. Ihre Anstrengungen führten zu einer neuen Vorstellung davon, was es heißt, ein Amerikaner zu sein.

Ihre Erfahrung, ein Amerikaner zu sein, und das Erbe, das sie mir übergaben, deutet auf die Möglichkeit, daß ein Mensch mehr als einer Gruppe gegenüber loyal sein kann, daß das Einswerden vieler nicht notwendig verlangt, daß diese vielen gleich werden. Die amerikanische Erfahrung bezeugt die Tatsache, daß Verschiedenheit und Gruppenidentität nicht im Widerstreit zum Geist der Kooperation stehen. Unsere irisch-katholische Nachbarschaft war anders als die italienische oder polnische oder schwarze Nachbarschaft in Chicago. Wenn unser Gefühl von Sicherheit uns zur Zusammenarbeit mit anderen befreite, dann war unsere Verschiedenheit eine gesunde. Wenn wir unser Bedürfnis, zum Nachteil anderer die besten zu sein, überbetonten, so zeigte unsere Verschiedenheit dämonische Tendenzen. Der Theologe muß sich der Möglichkeiten zum Guten und zum Schlechten in der Erfahrung der Verschiedenheit bewußt sein.

Ehe ein Theologe die Vision einer einheitlichen Menschheit befürwortet, in der es keine Unterschiede mehr gibt, sollte er oder sie bedenken, wie langweilig

eine solche Einheit wäre. Selbst der Herr hat nicht verlangt, daß der Samariter aufhört, ein Samariter zu sein, um ein Modell für christliches Verhalten zu werden. Der Theologe muß sich der Notwendigkeit der Vielfalt christlicher Lebensweisen innerhalb der Christenheit bewußt sein, damit Raum geboten wird für die vielen Gruppenerfahrungen, die sich zu einer Nation wie Amerika zusammengetan haben. Symbole der christlichen Tradition, die Menschen in einer irischen Gemeinde etwas bedeuten, mögen für eine spanisch sprechende Gemeinde ohne jede Bedeutung sein, selbst wenn diese Menschen nicht mehr einer spezifisch ethnischen Gemeinschaft angehören.

Ich glaube abschließend sagen zu können, daß eine Erfahrung, die meine Tochter Eileen gemacht hat, die Erfahrung vieler Amerikaner beleuchtet. Eileen ist sich ihres ethnischen Erbes ziemlich bewußt. Sie ist die Historikerin der Familie, sie sammelt mit Eifer alles für den Familienstammbaum und versucht, alle nur möglichen Informationen über Vorfahren und lebende Verwandte zusammenzutragen. Sie hat ein tiefes Interesse an der irischen Kultur entwickelt und reiste im vergangenen Frühjahr nach Irland. Ihres Vaters Tanten und Onkeln begrüßten dieses fünfzehnjährige Yankeemädchen «daheim» und bemühten sich, daß sie ihren Aufenthalt genoß. Sie erlebte eine Überraschung bei den Fragen, die ihre Verwandten ihr über ihre Eindrücke von ihrem Land stellten. Gefiel es ihr? Wie würde sie es im Vergleich zu Amerika finden? Wo ge-

fiel es ihr besser? Sie hat die irische Gabe, niemals eine direkte Antwort auf eine schwierige Frage zu geben, aber innerlich wunderte sie sich, daß irgendjemand sich vorstellen könnte, daß es ihr irgendwo besser gefallen könnte als in Amerika. Ihre Liebe zu irischen Dingen und zu Irland war als Folge dieser Reise gewachsen, aber ihr wurde auch bewußt, wie sehr sie es schätzte, eine Amerikanerin zu sein. Für ihre Erfahrung bedeutet dies keinen Widerspruch zwischen ihrer Loyalität gegenüber Amerika und ihrer Liebe zum Land und den Traditionen ihrer Vorfahren. Sie wäre am 4. Juli dieses Jahres gerne nach Philadelphia gefahren. Sie hofft aber auch, daß sie noch viele Reisen in das Land ihrer Vorfahren machen kann. Sie ist sich ihres «Hauses von Muumbi» stärker bewußt, als ich es in ihrem Alter war. Von ihrer Erfahrung können wir lernen.

Übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

MARY DURKIN

1934 in Chicago geboren. 1972 Master of Arts, 1974 Doktorat in Verwaltungswissenschaften an der Universität Chicago. Lehrauftrag an der School for New Learning, DePaul University, Chicago. Theologische Beraterin am National Center for Urban Ethnic Affairs und Mitglied des Leitungsgremiums der Catholic Conference on Ethnic and Neighborhood Affairs. Von ihren Veröffentlichungen sei genannt: *The Suburban Woman. Her Changing Role in the Church* (New York 1975). Anschrift: School for New Learning, DePaul University, 23, E. Jackson Blvd., Chicago, Ill. 60604, USA.